

KLÖPFER&MEYER BARRIQUE

sich auch jedes Lachen oder Grinsen – der Knast war weder komisch noch ein Vergnügen; nur das Lächeln aus Mitgefühl war von Zeit zu Zeit angebracht, wenn auch gewiß nicht schon bei der Einlieferung. Ebenso war lautes oder hektisches Reden zu vermeiden. Der Ton hatte neutral zu sein, weder fröhlich noch triumphierend, weder befehlend noch bedauernd, weder drohend noch gar gehässig – aber doch bitte auch nicht mitleidig oder liebevoll! Vollkommen undenkbar waren Berührungen aller Art. Der körperliche Übergriff – auch nur durch Händeschütteln, Schulterklopfen oder Ärmelzupfen – war der schlimmste Fehler, den ein Uniformierter begehen konnte. Doch nicht nur seine Hände, auch seinen Blick hatte er im Zaum zu halten. Der Blick war dem Ton anzupassen – still und ernst und vor allem niemals musternd, so mußte er sein. Kurzum, das Auftreten des Amtsinspektors vor den Gefängnisinsassen war längst zu einer einzigen, in Fleisch und Bein übergegangenen Unschuldsvermutung geworden.

Und so sagte er zu der Gefangenen, die als erste, in Handschellen, aus dem Wagen kletterte:

„Guten Morgen, Frau Meinhof!“

Die Frau sah ihn wortlos an und schritt ihm wackelig, fast taumelnd entgegen. Sie wirkte bleich und dünn, vermutlich weil sie schon seit Wochen das Essen verweigerte. Als sie bemerkte, daß ihre Ankunft in Stammheim aus nächster Nähe und gleich mehrmals mitgefilmt wurde, scherte sie aus und versuchte, mit ihren gebundenen Händen nach der Kamera und dem Kameramann zu schlagen. Das mißlang. Der Beamte wich aus, ohne die Kamera auch nur kurz abzusetzen; ungerührt hielt er damit den tolpatschigen Angriff der Frau fest. Sie schwenkte wieder auf den Weg zurück, der in Richtung Bubeck führte, beschleunigte ihren Gang, schwang mit einem Bein seltsam weit nach hinten aus, als wolle sie zu einer gymnastischen Übung ansetzen, und trat ihm in den Unterleib. Zu seinem Glück traf sie nicht voll. Bubeck hatte sich mit einer unwillkürlichen Körperdrehung sowie einer leichten Einkrümmung des Bauches halbwegs schützen können. So streifte der Fuß zunächst sein Knie, verlor weitere Fahrt an der Innenseite seiner Oberschenkel und prallte erst dann in den Hodensack. Der Amtsinspektor knickte nach vorn, während die Frau von jenem männlichen Kollegen, den er für diesen Tag ausgewählt hatte, am Arm genommen und davongeführt wurde, hartnäckig begleitet von zwei laufenden Kameras, bis sie im Haus verschwunden war. Danach stieg die zweite Gefangene, ebenfalls in Handfesseln, aus dem Wagen, blickte ängstlich, aber auch voller Verachtung und gezielt an den sie umkreisenden Dokumentationsbeamten vorbei, schlug jedoch ihren Blick, bevor er Bubeck treffen konnte, zu Boden, als wäre die Trittszene ihr wie ein Unrecht nahegegangen; dann wurde sie von der Kollegin Dapp ins Haus geleitet, von den verbliebenen Kameras bis auf die Schwelle gefolgt.

Bubeck, mit nur noch leichtem Schmerz und wieder gefaßt, fragte den Vormann des Dokumentationstrupps, was denn die aufdringliche Filmerei für einen Sinn ergeben solle. Er erhielt zur Antwort, daß die für den Gefangenentransport zuständige Polizei die Bilder sowohl zu ihrer Versicherung als auch zu ihrer Rückversicherung benötige, besonders falls durch die Anwälte oder die Presse wie schon öfter Vorwürfe erhoben würden gegen den

Staat. Er grinste:

„Wir haben sie heil abgeliefert. Jetzt sind sie in eurer Hand.“

Nachher, oben im Zallengang, als die beiden Gefangenen eingeschlossen waren, verlangten die Kollegen, daß der Tritt in Bubecks Unterleib gesühnt werden müsse. Wanderley war besonders aufgebracht, und seine Stimme hallte von den Wänden wider. Er forderte die höchste aller Hausstrafen, die das Gericht üblicherweise für den tätlichen Angriff auf einen Vollzugsbeamten verhängte und die einen vom freien Konsum abgeschnittenen Häftling hart traf: ein vierwöchiges Einkaufsverbot, was vor allem hieß, auf „Koffer“ und „Bombe“ zu verzichten, also auf das regelmäßige Tabakpäckchen und den Kaffee aus dem Glas, die einzigen und damit besonders raren, kostbaren Genußmittel, die im Gefängnis erlaubt waren, wenn ein Gefangener sie bezahlen konnte; in der Sonderwelt des Knasts spielten sie bisweilen sogar die Rolle einer Landeswährung. Wanderley riet empört, Bubeck solle nur schnell eine Meldung machen, und Frau Dapp setzte dem Amtsinspektor, der ihrer beider Vorgesetzter war, in derselben Absicht mit ihren Ermunterungen zu. Doch Bubeck sagte nein. Er wolle mit diesen Leuten nicht im Streit beginnen. Der Tritt sei bereits verschmerzt. Außerdem glaube er nicht, daß Frau Meinhof die Nerven verloren hätte, wenn sie nicht mit den Filmkameras so schamlos bedrängt worden wäre. Wanderley wollte widersprechen, doch Bubeck fiel ihm ins Wort und bat die beiden, sich wieder ihren Dienstpflichten zuzuwenden. Er sprach freundlich, fast gütig mit ihnen, denn er selbst war es ja gewesen, der sie, zusammen mit der Anstaltsleitung und dem Ministerium, ausgesucht hatte, sie und dreizehn andere Kollegen, weil er ihnen die Kraft und das Augenmaß zutraute, die wahrscheinlich schon bald ans Abenteuerliche grenzende Aufgabe im siebten Stock von Stammheim zu meistern.

Am anderen Tag saß Bubeck in seinem Amtszimmer, das ebenerdig gegen den Innenhof lag und dessen Fenster ebenso vergittert waren wie die Zellenfenster, als er hinaufgerufen wurde. Dienst taten im siebten Stock an diesem Montag Frau Dapp und Frau Röring, von den Männern war es Morawetz. Die drei hatten in der eigens für die neuen Gefangenen in einer Zelle eingerichteten Effektenkammer Frau Meinhofs Gepäck in deren Beisein geöffnet. Es bestand aus mehreren großen und kleinen Kartons, die in Köln von Vollzugsbeamten gepackt und verplombt worden waren und deren Plomben nun vom Stammheimer Vollzug aufgezwickt wurden. Bei jedem Gegenstand, der aus den Pappschachteln zum Vorschein kam, mußte wie auch in jedem anderen Fall entschieden werden, ob die Gefangene ihn auf ihrer Zelle bei sich haben durfte oder ob er in der Effektenkammer gelagert wurde. Effekten, so hießen die Dinge, wenn sie mit ihrem Eigentümer in Gefangenschaft gerieten. Sie gehörten ihm zwar auch künftig, er durfte sie aber nicht ohne weiteres auch besitzen. Üblicherweise kam es beim Auspacken nicht zu Streitigkeiten. Wenn Bubeck die Dienstleitung innehatte, sah er zu, daß einem Gefangenen die Zelleneffekten so schnell wie möglich ausgehändigt wurden, damit seine Zelle sich

durch Privateigentum belebte und er sich einwohnen konnte.

Mochten ein paar vertraute Dinge über den Schock des Freiheitsverlusts hinweghelfen, vor allem in den ersten Tagen, gleich nach dem Eintritt in die unerhörte Fremde der Haft: wenn die Zellentür einmal verriegelt war; wenn auch das Zellenfenster als unüberwindlich erkannt wurde; wenn sich die Geräusche des Lebens in Freiheit allmählich verflüchtigten, auch aus dem Kopf; wenn eine erstickende, endgültig scheinende Einsamkeit begann.

Auch diesmal schien es um die Effekten keinen Kampf geben zu können. Still und verschlossen hatte Frau Meinhof einen Teil ihres Hausrats bereits entgegengenommen: ein Rundfunkgerät, etliche Zeitschriften und Bücher, die Schreibmaschine. Es folgten Kleider, Wäsche, Toilettenartikel. Dann aber tauchte aus einer der Schachteln ein Gegenstand auf, den alle anwesenden Vollzugsbeamten, Frau Dapp, Frau Röring sowie Morawetz, für gar nichts anderes halten konnten als für ein Mordwerkzeug der Marke Eigenbau. Es war zusammengesetzt aus einer halbmeterlangen Kette, wie sie auch im Inneren von Waschbecken oder Badewannen hing und den Abflußstopfen hielt; darüber war ein durchsichtiger Schlauch aus Plastik gestülpt; an den beiden Enden befand sich jeweils eine Handschlaufe aus Stoff – alles gut miteinander vertäut, belastbar und kompakt: ohne Zweifel das Gerät, einen Menschen zu strangulieren. Morawetz hielt es der Gefangenen in einigem Abstand vor das Gesicht, aber noch bevor er ein Wort sagen konnte, schnappte Frau Meinhof ihm die Kette weg und ließ sie unter ihrer Kleidung verschwinden. Hinterher wußte Morawetz nicht zu sagen, ob sie schneller zugepackt oder den begleitenden Ruf ausgestoßen hatte: „Gib das Ding her!“ – sowenig wie er offensichtlich sagen konnte, welche dieser beiden Frechheiten ihn mehr in Rage gebracht hatte. Der Aufforderung, die Kette wieder herauszugeben, folgte die Gefangene nicht. Daraufhin wurde Bubeck telefonisch gebeten, schleunigst in den siebten Stock zu kommen.

Morawetz berichtete ihm, was vorgefallen war. Er beschrieb die Kette und malte ihren mutmaßlichen Zweck mit ausgreifenden Handbewegungen in die Luft.

„Man muß sie ihr wegnehmen!“, rief er.

Bubeck fragte Frau Meinhof, ob sie ihm den fraglichen Gegenstand zeigen wolle. Er erhielt keine Antwort. Wie abwesend lehnte, ja kauerte die Gefangene in der Zellenecke, die Arme vor dem Bauch gekreuzt. Sie schien, obwohl sichtlich müde und erschöpft, zum Widerstand bereit.

„Man muß sie ihr wegnehmen!“, rief Morawetz noch einmal.

Frau Röring und Frau Dapp setzten hinzu, daß niemand der Gefangenen den Rücken zukehren könne, solange sie im Besitz dieser Würgeschnur sei; auch sie verlangten die gewaltsame Entwendung.

Bekommen war der Amtsinspektor mit dem Aufzug in den siebten Stock hinaufgefahren. Fingen die neuen Gefangenen bereits mit ihren Widersetzlichkeiten an? Erst lange Zeit danach sollte ihm bewußt werden, daß er an diesem Stammheimer Montag zum ersten Mal gegen einen jener Stolpersteine gestoßen war, die von den neuen Gefangenen von nun an unentwegt ausgestreut wurden: Stolpersteine von Rätseln, Ungereimtheiten und Geheimnissen, mit denen sie ihm ihre Überlegenheit andeuteten, die

aber auf Dauer nur seinen Ehrgeiz reizten, in dem Halbdunkel, mit dem sie sich umgaben, sehend zu werden.

Bubeck kamen all die selbstgebastelten Knast-Talismane und Zellen-Maskottchen seiner Amtszeit in den Sinn, die er zu konfiszieren gehabt und oftmals in seinen Unterricht an der Vollzugsschule mitgenommen hatte. Solch ein Zeichen winziger Macht inmitten einer riesigen Ohnmacht mochte auch das Kettchen der Frau Meinhof sein. Bubeck entschloß sich, es als harmlos zu betrachten. Man konnte es ihr lassen – oder vielleicht doch nicht? Denn immerhin hatte er es nicht mit eigenen Augen gesehen. Er würde in Köln anrufen und sich Klarheit verschaffen müssen. Bis dahin dürfte die Gefangene das Ding, an dem ihr so viel lag, auf jeden Fall behalten. Im Kölner Gefängnis mußte es ja bekannt sein, schließlich war es zusammen mit den übrigen Effekten vom dortigen Vollzug in einem Karton verstaut und auf die Reise nach Stammheim geschickt worden. Nicht frei von Selbstzweifeln gab Bubeck Anweisung, Frau Meinhof mitsamt dem zweideutigen Stück auf ihre Zelle zu bringen. Dagegen wettete am lautesten Morawetz. Er war der Harte, der Unnachgiebige in Bubecks Mannschaft für den siebten Stock, unbeirrbar in der Überzeugung, daß es am besten sei, einen Gefangenen vorbeugend zu übermannen und zu besiegen, wenn man mit ihm in Frieden leben wolle. Daran glaubte Bubeck nicht. Einer seiner verborgensten Lehrsätze schrieb ihm vor, einem Gefangenen nicht jedes Geheimnis zu entreißen, weshalb der stellvertretende Vollzugsdienstleiter schon seit einiger Zeit darauf verzichtete, durch die Spione in den Zellentüren auf die Häftlinge zu blicken: zu eingeschrumpft, zu einsehbar, zu erbärmlich der Raum, in dem ein Gefangener ungestört bei sich sein konnte.

In Frau Meinhofs vorigem Gefängnis jedoch erhielt er keine brauchbare Auskunft. Das Kettchen war dort bekannt und hatte zu ihrem erlaubten Besitz gehört – ja, es schien in Köln geradezu legendär zu sein, wenn nicht berüchtigt. Aber das konnte Bubeck lediglich ahnen. Die Vollzugsbeamtin, mit der er redete, begnügte sich damit, nur das Allerwenigste zu sagen – und da war das Wichtigste nicht dabei. Meist schwieg sie in die Leitung hinein, als wäre ihr etwas peinlich. Bubeck schloß daraus noch einmal auf die Ungefährlichkeit des Dings und war froh, die Gefangene nicht nachträglich zwingen zu müssen, es herauszugeben. Da das Kettchen im siebten Stock auch nicht wieder zum Vorschein kam, redete schon bald niemand mehr davon; die Schlinge freilich war unvergessen.

Die ersten Monate nach dem Einzug der beiden Frauen verliefen beinahe ereignislos. Im siebten Stock herrschte eine wohlthuende, nicht ganz unfreundliche Stille. Aus Frau Ensslins Zelle drang hin und wieder Geigenspiel, und Frau Meinhof konnte man in ihrer Zelle häufig Maschine schreiben hören. Am zweiten oder dritten Tag nach ihrer Ankunft hatten beide wieder zu essen angefangen, nicht ohne Appetit, wie Bubeck schien. Die verbesserten Haftbedingungen zahlten sich aus. In kleiner Münze, aber immerhin. Wenn die beiden Frauen vom Vollzug etwas wünschten, füllten sie die knastüblichen „Wunschzettel“ aus, ohne zu murren. Sonst war ihre Verständigung mit den Beamten eher

karg. Nicht wortlos, aber grußlos und ohne Anrede. Der Vollzug jedoch blieb unbeirrbar höflich, grüßte morgens, mittags, abends und wünschte bei den Mahlzeiten guten Appetit. Feindseligkeit war bei den Gefangenen nicht zu spüren, Gleichgültigkeit wohl. Manchmal kamen die Neuen Bubeck vor wie im Wartestand, in einem ruhigen allerdings, kräftesammelnd, entspannt, nach innen sowie einander zugekehrt. Es war richtig gewesen, den Tritt in seinen Unterleib nicht zu ahnden, sondern so zu tun, als wäre er nie getan worden.

Nicht minder sah Bubeck seine Linie bestätigt, als die Kollegin Dapp ihn aufsuchte, um das Wiederauftauchen von Frau Meinhofs Kettchen zu melden. Sie war morgens beim Aufschluß vielleicht etwas zu stürmisch, aber in keiner schlechten Absicht in die Zelle getreten und hatte gegen ihren Willen mitangesehen, wie die Gefangene das Ding gebrauchte. Frau Dapp hielt inne, Bubeck blickte sie an.

„Zur Selbstbefriedigung“, sagte sie so tonlos wie möglich. Dabei vermied sie es anscheinend bewußt, den zwei Wörtern, die sie für ihre Meldung ausgesucht hatte, durch Handbewegungen Nachdruck oder Anschaulichkeit zu verleihen. Weshalb hielt ihre eine Hand wohl sonst die andere hinter dem Rücken fest?

Bubeck nickte heftig, als hätte er genau das erwartet. Doch er hatte gar nichts erwartet. Und von alledem, was er überhaupt nicht erwartet hatte, war nun ausgerechnet dasjenige eingetroffen, was er am allerwenigsten erwarten hätte können. Das war zuviel! Doch die Besinnungspause, die Frau Dapp ihm ließ, nützte er, um sich eine Vorstellung zu machen und daran zu prüfen, ob die Kollegin recht haben konnte. Er versuchte, das Ding, das ihm bei seiner Auffindung ja nur mit Worten beschrieben worden war, vor sich zu sehen: die harten Kettenglieder, den mildernden Schlauch, die Ziehschlaufe vor und zurück, über den empfindlich-empfindlichen Punkt – er brach ab. Das genügte, bevor aus der annähernden Vorstellung ein fertiges Bild wurde und er sich dabei ertappte, wie durch einen Spion, nämlich seine Phantasie, in die Träume eines gefangenen Menschen zu schauen, egal wer er sei; denn auch das Verbot, sich in die Gefühle von Häftlingen forschend oder nachfühlend einzumengen, hatte Bubeck in einem seiner ungeschriebenen Lehrsätze nieder gelegt.

An Frau Dapp gewandt aber sagte er:

„Prima! Wir können Entwarnung geben.“

Im Gefängnis von Stuttgart-Stammheim war der Vollzugsbeamte Bubeck weder ein Außenseiter noch ein einsamer Held der Nächstenliebe innerhalb einer grausamen Ordnung. Vielmehr gehörte er zu einem hierarchisch gegliederten System, dessen eigenwilligster Repräsentant er nur war: ein Mann, der nicht allein auf Befehle und Anweisungen hörte, sondern auch auf sein Gewissen und seinen eigensinnigen Verstand. Alles Weitere besorgte der Zufall, er war es, der durch die Hebelwirkung machtvoller